

»Ein Reichtum an Farben, ein besonderer Klang,
eine plötzliche Kraft bis in die kleinsten Sätze
der Dialoge.« **André Gide**

kanon



**Maria
Borrély**

Mistral

Roman

Maria
Borrély

Mistral

Roman

Aus dem Französischen und mit
einem Nachwort von Amelie Thoma

kanon verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Sous le vent* 1930
bei Gallimard, Paris.

ISBN 978-3-98568-069-6

1. Auflage 2023

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2023

© Paulette Borrély, 2022

Umschlaggestaltung Anke Fesel / bobsairport

Unter Verwendung eines Gemäldes von William-Adolphe Bouguereau,

© San Diego Museum of Art; Gift of Mr and Mrs Edwin S. Larsen.

Bridgeman Images

Herstellung: Daniel Klotz / Die Lettertypen

Satz: Marco Stölk

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

www.kanon-verlag.de

Maria Borrély – vom Finden, Suchen und Entdecken

Seit vielen Jahren verbringe ich die Sommerferien mit meiner Familie in Puimisson, einem kleinen, unaufgeregten Dorf in der Provence. Nicht in der Kultur-Provence, sage ich immer gleich dazu, also nicht westlich der Autobahn, Richtung Avignon, Aix, Arles und so weiter, sondern östlich, in den Alpes de Haute-Provence, wo es nur Felsen, Sonnenblumen- und Lavendelfelder gibt. Außerdem Weite, Sonne, Rosmarinduft, Himmelblau. Keine Kultur.

Bis vor ein paar Jahren eine neue Bar eröffnete, *Le Tracteur*, in der Jazzmusik lief, man sich mit dem Wirt, der inzwischen Bürgermeister ist, auf Französisch, statt Provenzalisch verständigen konnte, und in der es eine Vitrine gab, nicht mit Lavendelhonig, -kissen, -sträußen, -essenz, sondern mit den Büchern eines kleinen regionalen Verlags. Dort fand ich zu meiner Überraschung *Sous le vent*: Geschrieben 1929 von einer gewissen Maria Borrély, so informierte der Klappentext, schilderte es die enttäuschte Liebe einer jungen Frau hier in »meinem« Dorf.

Ich machte mich auf eine ländlich-pittoreske Erzählung gefasst, doch die Sprache des kurzen Romans war beeindruckend: zugleich bäuerlich und poetisch, archaisch und modern. Ein echtes literarisches Kleinod, das hier spielte, an diesem Ort, dessen vertraute Physiognomie ich zwischen den Seiten wiederfand: die zusammengedrängten Steinhäuser mit ihren blassroten Ziegeldächern, die unendliche Weite der Landschaft rundherum, die über das Plateau peitschenden Winde, das wechselnde Spiel des Lichts in den Bergketten, die nach allen Seiten den Horizont säumen.

Aus dem Nachwort erfuhr ich zudem, dass Maria und ihr Mann Ernest Borrély mit dem berühmten provenzalischen

Schriftsteller Jean Giono, Autor u. a. von *Der Husar auf dem Dach* und *Der Mann, der Bäume pflanzte*, befreundet waren, dass Giono selbst sich bei diversen Verlagen für Maria Borrély eingesetzt und schließlich kein Geringerer als der spätere Literaturnobelpreisträger André Gide den Roman geprüft hatte und von ihm so beeindruckt war, dass er ihn zur Veröffentlichung im herausragenden Verlagshaus Gallimard empfahl.

Chère Madame, schreibt Gide am 18. Oktober 1929 an die Autorin, *ich habe gerade die Lektüre Ihres Buches beendet und bin nun in der Verlegenheit, Ihnen zu schreiben. Ich wusste, dass es mich in Verlegenheit bringen würde, hatte jedoch angenommen, es sei aus vollkommen anderen Gründen, denn die vortrefflichsten Eigenschaften Ihres Buches sind solche, die ich am wenigsten erwartet hatte, darin zu finden – jene, die man, so scheint mir, äußerst selten bei einer Frau findet und die ich eben gerade vor allen anderen schätze: eine außerordentliche Knappheit, ein Reichtum an Farben, ein eigentümlicher Klang, eine unmittelbare Kraft bis in die kleinsten Sätze der Dialoge, die Fähigkeit, eine Atmosphäre heraufzubeschwören, die ein wenig phantastisch und doch ganz und gar real ist ...*¹

Meine Neugier war geweckt. Wer war diese Frau, die zurecht solche Bewunderung hervorrief und doch ganz von der literarischen Bühne verschwunden war?

Geboren wurde Maria Rose Brunel am 16. Oktober 1890 in Marseille, als zweites Kind des Polizisten Julien Brunel und seiner Frau Théodore. Mit drei Jahren erkrankte sie an Kinderlähmung. Zur Erholung schickten ihre Eltern sie nach Aix en Provence zu ihrer Tante und deren Lebensgefährten, Leiter der Lokalausgabe des *Petit Marseillais*, der beschloss, sich um die Ausbildung des

1 Im Anhang zu: Maria Borrély, *Sous le vent*, Éditions Parole, 2009

kleinen, äußerst aufgeweckten Mädchens zu kümmern. Maria verbrachte daraufhin die nächsten zehn Jahre, bis zum Tod des Onkels, unter dessen Dach, wo sie Journalisten und Intellektuellen begegnete. Mit nur sechzehn Jahren bestand die brillante Schülerin die Aufnahmeprüfung zur École Normale, dem Lehrerinnenseminar, in Digne-les-Bains.

Die Direktorin bescheinigte ihr in ihrem Abschlusszeugnis, das sie zwei Jahre später erwarb, unter anderem:

*Lebhafte Intelligenz, feiner, scharfer Verstand; ausgeprägter Sinn für Ästhetik (...) Ausgeprägte pädagogische Fähigkeiten, etwas schwankend, aufgrund ihres Gesundheitszustands. Übermäßige Freimütigkeit, die ihr vielleicht nicht immer dienlich sein wird. Sehr gradliniger und energischer Charakter. Nervöses Temperament.*²

Ihre erste Stelle trat die junge Frau – mit gerade mal neunzehn Jahren – im Herbst 1909 im Bergdorf Certamussat an, 1600 Meter hoch in den Seetalen nahe der italienischen Grenze gelegen.

Sie schrieb:

*Nachts lag ich allein in meinem Bett und fürchtete mich vor dem ungeheuren Tosen der Ubayette, dieses reißenden, bedrohlichen Wildwassers. (...) Am Morgen stieg ich zu ihren Ufern hinunter. Auf den Wiesen in der Nähe sah ich meine Schülerinnen, kleine, fünfjährige Mädchen, Kühe hüten, vor denen ich selbst Angst hatte, was ich jedoch nicht zu zeigen wagte. Ich ging zum Ufer des Flusses und versank in grenzenloser Bewunderung. Hartes, kristallklares Wasser, das donnernd über große Steine sprang, schneeweiße Schaumwirbel, prachtvoller Gebirgsbach, der mich überwältigte, mir den Atem nahm ...*³

2 *Sciences et Techniques en Perspective*, II. série, vol. 14 : *Maria Borrély 1890–1963. Une institutrice engagée, résistante, romancière*. Actes du Colloque de Peyresq, Librairie Blanchard, 2010

3 Paulette Borrély, *Maria Borrély 1890–1963. La vie passionnée d'un écrivain de Haute-Provence*, Éditions Parole, 2011

Außer der rauen Bergwelt lernte sie hier Ernest Borrély kennen, auch er Lehrer in einem wenige Kilometer entfernten Weiler, heiratete ihn im September 1910. Im November 1911 kam der gemeinsame Sohn Jacques zur Welt. Es folgte die Berufung ins nicht weniger abgelegene Saint-Paul-sur-Ubaye, wo es im Frühjahr, nachdem die Schneeschmelze die Schindeln vom Dach gerissen hatte, in die Lehrerwohnung über den beiden Klassenräumen regnete. 1914 wurde Ernest eingezogen, kämpfte in den Vogesen, wurde 1915 wegen eines Magenleidens vorzeitig entlassen und kehrte, wie so viele Männer seiner Generation, tief erschüttert nach Hause zurück.

1918 wird das Ehepaar nach Puimoisson versetzt, wo es vierzehn Jahre lang bleiben wird, den zweiten Sohn Pierre bekommt. In diesen Friedenszeiten und milderem Gefilden beginnt für sie ein neues Leben. Wie so viele Intellektuelle, Professoren und Lehrer ihrer Zeit setzt sich auch Maria Borrély nach dem Trauma des Ersten Weltkrieges zum Ziel, etwas zu verändern. Sie tut dies als Lehrerin, indem sie die neue Methode des Reform-Pädagogen Célestin Freinet anwendet, die den Schülern Mitsprache und Mitgestaltung ermöglicht. Sie tut dies durch politisches Engagement: als Mitglied der Kommunistischen, später der Sozialistischen, dann wieder der Kommunistischen Partei Frankreichs, als Sekretärin der Lehrgewerkschaft, durch Artikel im *Travailleur des Alpes*, dem Organ der *Fédération socialiste des Basses-Alpes*. Und schließlich findet ihre intensive Auseinandersetzung mit den großen, drängenden, alles umwälzenden Fragen ihrer Zeit, ihre existentielle Wahrheitssuche, aber auch ihre Sensibilität und tiefe Liebe zu den Menschen und zur Natur einen Ausdruck im Schreiben.

1928 veröffentlicht sie auf eigene Kosten im Verlag Figuières ihren Essay *Aube* (dt.: Morgenröte), in dem sie, nicht ohne Pathos und

eine gewisse Naivität, die These vertritt, der Mensch habe sich dadurch, dass er begann, Fleisch zu essen, und somit zum Jäger und grausam wurde, entmenschlicht. Einige Passagen darin verblüffen durch ihre Aktualität:

Die Zeitungen berichten gegenwärtig ein bisschen überall, allerorten auf dem Globus, sei es in London oder New York oder Sydney über ungeheuer heftige Gewitter, Tornados, die von Katastrophen begleitet werden: von über die Ufer tretenden Flüssen, Erdbeben, Steinlawinen, die Dörfer und Anpflanzungen verschlingen, eingestürzten Häusern, zerstörten Städten und Ortschaften, obdachlosen oder getöteten Menschen. Der Grund? Wir geben in aller Bescheidenheit zu, dass wir recht wenig von der meteorologischen Wissenschaft verstehen. Dennoch erinnern wir daran, dass zwölfjährige Schüler, die man in deren Grundzügen unterrichtet, lernen, dass der Mensch das Klima beeinflusst, dass Niederschläge in bewaldeten Regionen häufiger, länger und weniger heftig sind, in entwaldeten Regionen dagegen seltener und verheerender.⁴

Ein Kapitel, das sie den Bäumen als stillen Wohltätern der Natur widmet, nimmt ein Motiv aus *Mistral* vorweg:

Die Bäume, die zum Glück weder verstehen zu predigen noch zu preisen, noch zu missionieren, sind dennoch Überbringer einer Moral. Ihr Wirken lehrt uns eine Moral, denn sie sind Schönheit und Güte. Sie sind gütig bis hin zum Edelmut. (...) Sie halten die brennenden Strahlen einer allzu sengenden Sonne ab. Sie schützen unsere Häuser vor rasenden Winden und lassen nur eine besänftigte Brise zu uns dringen, harmonische Töne, die sich als liebliche und vielfältige Klangwellen in den Tiefen ihrer Zweige brechen.

Neben Maria Borrélys großem Thema, dem Mit- und Gegeneinander von Mensch und Natur, enthält *Aube* schon im Vorwort ihre philosophischen, politischen und sozialen

4 Maria Borrély, *Aube*, Editions Terradou, 1990

Überzeugungen – oder Wunschträume: *Wir glauben nicht an die Unausweichlichkeit des Bösen, an die Fortführung der Kriege. Wir hoffen auf die Heraufkunft eines Reiches der Menschen, eines Reiches des Friedens mit strahlender, von Blumen umkränzter Stirn, unter dem sich die Menschen aller Rassen und Hautfarben verbrüdern werden.* Vor allem aber zeigt sich in Aube bereits ihr ganz eigener, neuer kompromissloser Stil, dicht und physisch, dann wieder reich an poetischen Metaphern und doch immer auf der Suche nach klassischer Strenge.

Ein Jahr später kommt es zu einer für ihre literarische Karriere folgenreichen Begegnung. Die Lehrer Maria und Ernest Borrély, die von den Inspektoren der Schulbehörde immer wieder für ihre Arbeit gelobt werden, lieben ihren Beruf. Doch sie wollen mehr. Die Schule soll ein Zentrum des kulturellen Lebens im Dorf werden. Ernest plant die Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek. Und er organisiert Leseabende, zu denen er die Dorfbewohner einlädt. Als im Jahr 1929 der Roman *Der Hügel* des Bankangestellten Jean Giono aus der nahen Stadt Manosque erscheint, der die Natur und das Leben der Bauern in den Mittelpunkt stellt, sind die Borrélyls begeistert und beschließen, den Autor in ihr Dorf einzuladen. Der nimmt an und erwähnt den denkwürdigen Abend gleich in mehreren Briefen an Freunde, hier an den Dichter und Künstler Lucien Jacques:

Mir wurde das schöne Erlebnis zuteil, von einem Dorf eingeladen zu werden. Vom Dorf Puimoisson. Der Lehrer hatte Der Hügel gelesen, er ließ es im Dorf lesen. Man hat mich eingeladen. Ich bin hingegangen. Dort am Tisch saßen der Stellmacher, der einheimische Wildschweinjäger und der Schäfer und diskutierten über die Schrecken der Hügel.⁵

5 Jacques Mény, »Giono et «les Borrély»: une amitié«, in: *Sciences et Techniques en Perspective Op. zit.*

Maria gibt ihm ein Exemplar von *Aube* und erzählt ihm von ihrem in Arbeit befindlichen Roman *Mistral*. Wenig später schreibt Jean Giono ihr:

*Ich habe Aube wiedergelesen, Madame, und ich habe darin eine Hymne an die Linde gefunden, die ein kleines Wunder ist, und so viel anderes mehr! Ach! Ich kann es nicht erwarten, etwas mehr Zeit mit Ihnen zu verbringen, damit wir ausgiebig über Ihre Projekte und das, was Sie bisher getan haben, sprechen können. Sie sind ein frischer Quell, und Sie lassen Gänseblümchen um sich her sprießen.*⁶

Von nun an besucht Giono die Borrélys häufig, diskutiert mit Maria über Literatur. So entsteht im Haus des Lehrerehepaars, in der *kulturellen Wüste der damaligen Provence*⁷, eine Art literarischer Zirkel, eine Gruppe gleichgesinnter befreundeter Schriftstellerinnen und Schriftsteller, zu denen neben den schon genannten auch Jean Proal, Lucien Jacques und Rose Celli gehören. Der bereits von Kritik und Publikum anerkannte Giono setzt sich in der Verlagswelt für die Freunde ein, in Maria Borrélys Fall mit Erfolg: *Mistral* erscheint 1930 beim renommierten Gallimard-Verlag und wird im Feuilleton hoch gelobt: *Ein Gesang auf die Natur, einer der schönsten, die es gibt* (Claude Dravaine)⁸; *Lesen Sie Mistral, ein Roman, so schön und groß wie das Leben, wie das Volk, das Maria Borrély darin besingt* (Lucien Roth)⁹; *Maria Borrély hat eines der schönsten Gedichte von Liebe und Tod geschrieben, die wir je lesen durften* (Lucien Gachon)¹⁰; *Ihr Werk erinnert oft an Ramuz und Giono, doch strenger, und ihr*

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Danièle Henky, »Maria Borrély: Passion de l'écriture et écriture de la passion«, in: *Sciences et Techniques en Perspective Op. zit.*

10 Ebd.

ernster, viriler Stil hat zuweilen etwas von der Gemessenheit biblischer Erzählungen. (Claude Fayard)¹¹

Immer wieder wird sie als Malerin mit Worten bezeichnet. So auch von André Gide in seinem bereits zitierten Brief an die Autorin: *Ich stehe vor Ihrem Buch wie vor einem Gemälde, an dem mich jeder einzelne Pinselstrich so sehr verzaubert, dass mich nicht mehr so sehr kümmert, was es darstellen mag.* Doch wo Giono, mit dem man sie vergleicht, seine Ölfarben dick aufträgt, setzt Borrély einzelne Striche mit Bedacht. Wo er verschwenderisch ist, ist sie sparsam. Sie hebt die Realität durch ein treffendes, suggestives Bild hervor, wo er sie mit seiner Vorstellungskraft überschreibt. Klassizismus und Wahrheit auf der einen, Barock und Imagination auf der anderen Seite. Während Giono ein vermeintliches versunkenes Bauernidyll heraufbeschwört und dabei sein schriftstellerisches Pfauenrad schlägt, sind Borrély's Texte bei aller Lyrik in den Naturschilderungen immer von dem Wunsch beseelt und getragen, die Verfasstheit des Menschen in dieser Welt zu zeigen und zu ergründen, von einer tiefen, existentiellen Wahrheitssuche. Genau darin liegt ihre Zeitlosigkeit, während Gionos frühe Texte heute etwas folkloristisch anmuten.

Sucht man nach einer Erklärung dafür, warum Maria Borrély, die einen Vertrag über zehn Bücher mit Gallimard hatte, von der Kritik gelobt und für bedeutende Literaturpreise nominiert wurde, warum sie dennoch nach wenigen Jahren aufhörte zu publizieren, so stößt man auf mehrere zusammenwirkende Faktoren.

Zum einen war Maria Borrély immun gegen die Verlockungen des Ruhms, um den es ihr, der nach Sinn und Wahrheit Suchenden, nie gegangen war. Einladungen nach Paris

¹¹ Ebd.

lehnte sie samt und sonders ab, Journalisten empfang sie nur, wenn diese sich auf ihr Hochplateau bequemten – eine damals mehr als beschwerliche Reise. Die Journalistin Claire Géniaux wagt sich an einem verregneten Oktobermorgen auf die schlammigen Straßen, um die 40-Jährige Debütantin für eine Reportage im *Journal des Femmes* zu interviewen. Plastisch beschreibt sie den in eine gigantische Dreckpfütze verwandelten Platz, das graue Schulhaus, die schmucklos gekleidete Autorin, die keinerlei Zugeständnisse an weibliche Eleganz macht, weder Paris noch Nizza kennt, in einfachen Verhältnissen unter einfachen Menschen lebt. Doch sie zollt ihr auch Respekt: *Ich glaube nicht, dass Maria Borrély die Pariser Literatinnen beneidet. Wie recht sie hat! Wenn man wie sie ein echtes schrifstellerisches Naturell besitzt und das Glück hat, in einer Region von so ausgeprägtem Charakter inmitten von Menschen zu leben, die sich ebenfalls ihre Ursprünglichkeit bewahrt haben, dann kann man gewiss sein, einzigartige, kraftvolle Werke zu schreiben.*¹²

Sie, die sich selbst ebenfalls als Frau in einer Männerdomäne behauptet, verschweigt nicht, wie entbehrungsreich das ist: *Ahnen meine Leserinnen, dass ein Leben wie das Maria Borrély's Tapferkeit, Anstrengung und Vertrauen erfordert? Verantwortlich für eine anspruchsvolle Schulklasse ebenso wie für den Haushalt, zweigt sie die Zeit zu schreiben von ihrem Schlaf ab.*

Und tatsächlich hält Maria Borrély der Belastung durch ihr vielfaches Engagement für die Schüler, die Familie, die Politik, die Literatur, zu der noch eine Krise ihrer Ehe hinzukommt, körperlich und nervlich nicht stand. Nach dem Umzug nach Digne-les-Bains im Jahr 1933 und der vorübergehenden Trennung von ihrem Mann lässt sie sich aus gesundheitlichen

12 Danièle Henky, *Maria Borrély. La vie d'une femme ébloui*, Le Papillon Rouge Editeur, 2022

Gründen frühberenteten. Sie erholt sich von ihrer Erschöpfung, veröffentlicht noch einen Roman, *Das Dorf ohne Sonne* (1936), liest Walt Whitman, den sie verehrt, James George Frazers religionsgeschichtliche Studie *Der goldene Zweig*, die Upanishaden, die Bibel. Ihre Suche wird immer spiritueller, sie will ihrem Schreiben eine neue Richtung, eine neue Tiefe und Bedeutung geben. Sie beginnt mit dem Vorhaben, ihre Romane zu überarbeiten, verfasst neue Texte, die jedoch nicht mehr veröffentlicht werden. Der Zweite Weltkrieg trägt das Seine dazu bei. Ernest Borrély wird aufgrund seiner Zugehörigkeit zur Sozialistischen Partei mit einem Berufsverbot belegt und mehrmals von den Deutschen verhaftet. Das wiederversöhnte Paar engagiert sich im Widerstand, die örtliche Résistance-Gruppe trifft sich in der Wohnung der Borrélys, unter der, im Erdgeschoss, das Hauptquartier der Besatzer liegt. Man kann sich leicht vorstellen, dass das literarische Schaffen in diesem Kontext in den Hintergrund geriet.

Am Ende ihres Lebens, so sagte Maria Borrély selbst, habe die religiöse Erziehung ihrer Mutter sie wieder eingeholt. Doch – wie könnte es anders sein – nicht ohne von ihr hinterfragt zu werden. Man müsste sich, denkt sie, ohne die Existenz Gottes zu verleugnen, ganz neu mit den Evangelien befassen, die absichtlich falsch ausgelegt worden seien, um die weltliche Macht der Kirche zu zementieren. Ja, man müsste sogar einen neuen Text schreiben, die Modernen Upanishaden. Mit diesem vielleicht schon etwas entrückten Vorhaben wird sie sich, bescheiden und zufrieden in Digne von ihrer kleinen Rente lebend, bis zu ihrem Tod 1963 beschäftigen.

Lange Zeit blieb es still um die Autorin, bis sie in Frankreich eine kleine Renaissance erlebte, nachdem sie von dem südfranzösischen Verlag Éditions Parole auf eine Weise

wiederentdeckt wurde, wie sie nicht besser zu ihr hätte passen können: Jean und Marie Darot, die den Verlag 2004 gründeten, veranstalteten, ähnlich wie zu ihrer Zeit die Borrélys, von dem Wunsch beseelt, ein paar kulturelle Funken in die einsamen Dörfer der Haute-Provence zu tragen, Leseabende, sogenannte *Soupes aux livres* – Büchersuppen –, zu denen jeder, der wollte, etwas beisteuern konnte. An einem der ersten dieser Abende las eine Bäuerin aus der Gegend Passagen aus *Mistral* vor, die alle Zuhörer so sehr beeindruckten, dass das Verlegerpaar beschloss, die in Vergessenheit geratene Autorin wieder zu veröffentlichen. In Zusammenarbeit mit den Erben der Autorin, ihrem Sohn Pierre und dessen Frau Paulette Borrély, entstanden Neuauflagen der zu Lebzeiten erschienenen drei Romane *Sous le vent* (*Mistral*), *Le dernier feu* (*Das letzte Feuer*) und *Les Reculas* (*Das Dorf ohne Sonne*), postume Erstauflagen ihrer späteren Manuskripte *La tempêt apaisée* (dt.: Nach dem Sturm) und *Les mains vides* (dt.: Die leeren Hände) sowie eine Biographie in Selbstzeugnissen.

Und so fiel mir vor einigen Sommern im *Tracteur* von Pui-moisson *Mistral* in die Hände, das mich ebenso verzauberte wie zuvor Giono, Gide und das Ehepaar Darot und in mir den Wunsch weckte, in Deutschland den richtigen Verlag dafür zu finden und seine Neuübersetzung zu wagen.

An der Frage, ob Neuübersetzungen von Klassikern »erlaubt« sind, scheiden sich die Geister, da ja, so das Argument der Gegner, die Originale auch nicht immer wieder neu geschrieben werden. Im Fall von *Mistral* schien mir die Antwort jedoch eindeutig zu sein: Die auf ihre Art und in ihrer Zeit hervorragende Übersetzung von Walter Gerull-Kardas aus dem Jahr 1939 hatte dennoch sehr viel mehr vom oben erwähnten Giono'schen Barock als von der Borrély'schen Strenge, oder besser dem eigentümlichen Wechsel aus extremer, schnörkelloser Verknappung und lyrischer Verfeinerung, die mich beim Lesen des französischen

Originals von *Mistral* so beeindruckt hatte. Auch erklärte der Übersetzer nach meinem Dafürhalten zu viel, anstatt die Auslegung nicht ganz eindeutiger Passagen der Phantasie der Lesenden zu überlassen.

Es ist durchaus vorstellbar, dass er es in bestem Wissen und Gewissen für richtig hielt, den Text der in Deutschland gänzlich unbekanntes »Schülerin« des großen, auch hierzulande schon beliebten provenzalischen Meisters jenem und damit den Erwartungen des deutschen Lesepublikums ein wenig anzupassen. Ich habe mir also mit meiner Neuübertragung zum Ziel gesetzt, dem Original trotz des großen zeitlichen Abstands wieder näher zu kommen, als ihm die zeitlich nähere erste Übersetzung war. Das heißt, den deutschen Leser*innen das »zuzumuten«, was die Autorin damals den französischen Leser*innen »zugemutet« hatte: ein Wechselbad aus sinnlich-poetischen, bildreichen Naturbeschreibungen auf der einen, und kurzen, stakkatohaften Sätzen sowie einer unverblühten Direktheit ohne jede literarische Überhöhung auf der anderen Seite. Es heißt auch, ihnen, wo immer es möglich ist, genau wie den französischen Leser*innen zuzutrauen, dass sie sich selbst einen Reim darauf machen, wenn zum Beispiel die Sonne am Abend nur etwas graues, enttäuschtes Licht zurücklässt oder der Tag langsam aus den Umrissen der Dinge sickert.

In einer Übersetzung ungewohnte Stilmittel des Originals nachempfinden zu wollen, ist immer riskant, denn es kann als Unbeholfenheit missverstanden werden oder auch schlichtweg misslingen. Erzählte man jedoch Maries Geschichte, ohne dies zu wagen, so würde man ein Bild malen, das dem in der Gartenhütte der Maurels gleicht: ein reg- und seelenloses Schäferstück. Maria Borrély dagegen hat ein beinahe schon verstörend bewegtes Bild gemalt. In dem sie die überwältigende Schönheit und Größe der Natur preist und zugleich deren Grausamkeit

anklagt. In dem sie dem bäuerlichen Leben, das sich in den Lauf der Natur einfügt, Achtung zollt, ohne zu unterschlagen, wie sehr es den Einzelnen bedrängen und einschränken kann. In dem sie von weiblicher Leidenschaft, weiblichem (Auf)Begehren und Sehnen schreibt, jedoch am Schluss ihre Heldin opfert.

Choral erzählt, fließt die Geschichte der lebensfrohen Marie, die an ihrer enttäuschten Liebe regelrecht zugrunde geht – übrigens inspiriert von einer wahren Begebenheit, die sich kurz vor der Ankunft der Borrélys im Dorf zugetragen hatte –, wie nebenbei ein in die alltäglichen Szenen und Dialoge des Dorflebens, und doch hat die Unausweichlichkeit ihres Schicksals etwas von einer antiken Tragödie.

Zwar war Maria Borrély, wie die Vorrede zu ihrem Essay *Aube* zeigt, keine Fatalistin oder Pessimistin. Sie glaubte an eine bessere Welt und wollte selbst alles dafür tun, diese herbeizuführen. Sie war jedoch auch eine Frau – mit brillantem Verstand und starkem Willen, aber äußerst feinfühlig, nervlich nicht besonders robust und körperlich eingeschränkt – in einer harten, von Männern dominierten Welt. Eine Suchende, eine Zweifelnde und sicher auch manchmal am Leben Verzweifelnde. Trotzdem oder gerade deshalb hat Maria Borrély, diese eigenwillige, widersprüchliche, engagierte Persönlichkeit, Schriftstellerin, Lehrerin, Feministin, Widerstandskämpferin, eine Spur hinterlassen, die ein wenig abseits der ausgetretenen Pfade an Orte führt, die es immer wieder zu entdecken lohnt.

In Digne ist inzwischen eine Mittelschule, in Puimoisson die Dorfschule, in Volx eine Straße nach Maria Borrély benannt. Es gibt verschiedene Forschungsarbeiten, die ihr literarisches Werk und ihr politisches und gesellschaftliches Engagement würdigen. In Puimoisson hält man mit regelmäßigen Lesungen und Veranstaltungen die Erinnerung an Maria Borrély wach, darunter

ein Spaziergang an die Schauplätze des Romans: der Dorfplatz mit seinen zerzausten Bäumen, das Portal mit dem Wappen, der moosige Brunnen, die Fontes-Rouges mit Gärten und terrassierten Olivenplantagen links und rechts, und in den zerfallenen Vierteln am Hang die aufragenden Mauern mit leeren Fensterhöhlen, durch die auf weiten Schwingen der Wind aus der Ferne streicht ...

Amelie Thoma, im November 2022